

# UNGEHEUER

Jesus F. Gonzalez & Wrath James White

Aus dem Amerikanischen von Dirk Simons

**FESTA**

Die amerikanische Originalausgabe *Monsters and Animals*  
erschien 2018 im Verlag Deadite Press.  
Copyright © 2018 by J. F. Gonzalez and Wrath James White  
Einleitung: Copyright © 2018 by Brian Keene

1. Auflage Februar 2019  
Copyright © dieser Ausgabe 2019 by Festa Verlag, Leipzig  
Titelbild: Dean Samed

Alle Rechte vorbehalten

# INHALT

## **Einleitung**

VON BRIAN KEENE

Seite 7

# UNGEHEUER

VON JESUS F. GONZALEZ

Seite 11

## **Exposé für Mabel II**

Seite 99

## **Drehplan**

Seite 101

## **Mabels Rezepte**

Seite 105

# TIERE

VON WRATH JAMES WHITE

Seite 111



Jesus F. Gonzalez und Brian Keene

# EINLEITUNG

von Brian Keene

Jesus F. Gonzalez verband eine Hassliebe mit *Survivor* (deutsch erschienen als *Snuff Killers*), dem unbestritten beliebtesten und erfolgreichsten Roman seiner Karriere. Entsprechend überrascht war ich, als er mir gestand, er wolle nicht ein, sondern gleich zwei Prequels zu diesem Buch schreiben.

*Survivor* hatte als Extremhorror-Novelle namens *Maternal Instinct* begonnen. Kritiker und Historiker des Genres führen den Extremhorror auf mehrere literarische Wurzeln zurück, allen voran die Splatterpunk-Bewegung und die Werke von Autoren wie Edward Lee, Richard Laymon, Rex Miller und dem frühen Jack Ketchum. Jesus kannte diese Einflüsse gut, ebenso die Pulp-Magazine, die »weird fiction«, den »leisen Horror« und alle Subkategorien und Bezeichnungen, die uns sonst noch einfallen. Schon als junger Mann hing er mit den Splatterpunk-Autoren ab, war bekennender Fan von David J. Schow, John Skipp, Craig Spector, Richard Christian Matheson und dem ganzen Rest. Sie betrachteten ihn als Gleichgesinnten, als ebenbürtigen Freund. Auch mit Laymon, Ketchum und Lee verband ihn eine Freundschaft. All diese bahnbrechenden Autorenlegenden durfte er um Rat und Unterstützung bitten.

Wie ich, machte auch Jesus keinen Hehl aus seinen Vorbildern. Stolz verkündete er sie seinen Lesern, damit auch sie sie entdecken und begreifen konnten, was sie ihm bedeuteten. Verständlich also, dass er sich für *Maternal Instinct* dem Genre des Extremhorrors zuwandte. Weitaus überraschender war jedoch, dass er die frisch veröffentlichte Novelle danach zum Roman *Survivor* ausarbeitete.

Denn *Maternal Instinct* war beinahe sein Untergang gewesen – als Vater, als Ehemann, als Autor und als Mensch. Die Recherche und die Manuskriptarbeit – die bloße Erschaffung von *Maternal Instinct* – führten Jesus auf äußerst dunkle Pfade, von denen er nur langsam wieder zurückfand. Dieser Text hinterließ Narben, die nie mehr ganz verheilten. Da können Sie jeden fragen, der Jesus gut kannte. Machen Sie uns einfach betrunken genug ...

Bei der Recherche für seine Story über einen Snuff-Filmring und Kannibalismus stolperte Jesus ins Darknet. Ich spreche hier nicht von den »Fast schon illegal«-Pornoseiten des *Hustler* oder von den Propagandavideos des IS. Nicht von Foren und Chats, in denen gefährliche, hasserfüllte Extremisten aller politischen Richtungen zusammenfinden. Nein, ich meine das tiefste Darknet – den Teil des Internets, den man nur mit speziellen Browsern findet, die Kehrseite des World Wide Webs, wo URLs aus Zahlenreihen bestehen und alles ge- und verkauft wird: Drogen, Waffen, sogar Menschen. Logisch betrachtet, war diese Recherchemethode sinnvoll. Will man eine Novelle über Snuff-Filmer und Kannibalen drehen, muss man dorthin, wo diese Menschen sind. Genau das tat Jesus.

Doch was er fand, entsetzte ihn.

Jesus sprach nie öffentlich darüber. Klar, in Interviews

machte er Andeutungen, ging aber nie ins Detail. Die Details hörten nur eine Handvoll Personen – seine Frau Cathy sowie enge Freunde wie ich und Wrath James White. Ehrlich gesagt hat Jesus selbst uns vermutlich nicht in alles eingeweiht.

Er hatte gefunden, wonach er gesucht hatte – belassen wir es dabei. Und es veränderte ihn. Es veränderte seine Weltsicht.

Das Buch, das ihm emotionale Narben schlug und dessen Entstehung ihn so belastet hatte, wurde ein gefeierter Erfolg. Wie muss sich Jesus da gefühlt haben? Horrorbuch-Fans verehrten *Maternal Instinct* beinahe kultisch. Die Romanfassung *Survivor* wurde ein wahrer Bestseller und zählt zu den frühen Hits der neuen Blüte, die die Horrorliteratur um die Jahrtausendwende erlebte. Heute, fast 20 Jahre danach, betrachten Kritiker und Historiker sie als bahnbrechend. Viele junge Autoren schreiben ihr einen großen Einfluss auf ihre Entwicklung des Genres zu. Für Jesus lag aber stets ein Schatten auf diesem Roman.

Er sah sich nie als Autor von Extremhorror, doch der Erfolg von *Survivor* verpasste ihm dieses Etikett. Ich kannte das Gefühl, kam ich nach meinen Romanen *Auferstehung* und *Stadt der Toten* doch ebenfalls zu diesem Ruf. Oft klagten wir uns gegenseitig unser Leid. Wenn wir schon in eine Schublade mussten, warum war diese dann nicht mit »moderne Pulp-Autoren« beschriftet? Zwar tauchten wir hin und wieder in den Extremhorror ab, aber auch der Grusel, der kosmische Schrecken und all die anderen Unterkategorien waren unser Metier. Doch die Leser schienen stets auf das nächste *Auferstehung*, das nächste *Survivor* zu warten – und man kann uns beiden nicht vorwerfen, wir würden die Wünsche der Leser

überhören. Wir erfüllten sie bloß manchmal ein wenig zögerlich und mit leisem Grummeln.

Jesus grummelte laut – und oft! Sie, seine Leser, ließ er das nie spüren, aber bei mir hatte er keinerlei Scheu.

Doch wenn er fertig gegrummelt hatte, lachte er stets und schlug in die Tasten. Wann immer er schrieb, fühlte er sich wohl.

Und so stand er auch zu diesen beiden *Survivor*-Prequels. Er brauchte lange, um zu dieser Geschichte und diesen Figuren zurückzufinden. Als er es aber tat, tat er es für Sie – und, so schätze ich, für sich selbst.

*Monster* entstand vor Jesus' Tod, *Tiere* wurde nur halb fertig. Er hinterließ ein Exposé und ausführliche Notizen zu *Tiere* (das damals noch den Arbeitstitel *Mabel II* trug) – wie zu allen seinen unvollendeten Arbeiten. Einige der Notizen sind Teil dieses Buches und folgen im Anschluss an *Tiere*. Auch finden Sie noch zwei Kurzgeschichten: »Mabels Rezepte« und »Drehplan«.

Im Namen der Erben möchte ich Wrath James White danken. Er hat beendet, was unser gemeinsamer Freund begann. Wrath und Jesus hatten bereits früher (für *Hero* und *The Killings*) zusammengearbeitet und ich weiß, wie sehr Jesus ihm vertraute. Auch ich kenne keinen lebenden Autor, der besser geeignet wäre, *Tiere* zu vollenden. Wenn Sie es lesen, werden Sie mir sicher zustimmen. Ich bin wahnsinnig stolz auf Wraths Leistung, und ich weiß, dass auch Jesus stolz wäre.

Danke, dass Sie dieses Buch gekauft haben.

Danke, dass Sie das Feuer nähren.

Brian Keene, irgendwo am Ufer des Susquehanna River  
November 2016



# UNGEHEUER

von  
JESUS F. GONZALEZ



# UNGEHEUER

Ben Stoltzfus und Frank Cunningham fanden die Leiche am 6. Juni 1976, während sie auf ihren Rädern über den Pike Trail fuhren, am südlichen Ende des Countys.

Die Sommerferien waren noch jung und Ben überglücklich, die Enge der Manheim Elementary School hinter sich zu wissen. Im Herbst würde er endlich in die siebte Klasse kommen – Middle School, wo die großen Kinder waren. Seit Monaten sehnte er sich schon danach, ein großes Kind zu werden, und nun war der Traum zum Greifen nah.

Den ganzen Morgen fuhren er und Frank schon die Waldwege entlang. Zuvor hatten sie ihre Skateboards auf dem Parkplatz von East Penham Township Lumber ausprobiert, wo das Gelände angenehm abschüssig werden konnte, und sich an Stunts versucht, wie sie sie aus dem *Skateboarder Magazine* kannten. Sie waren allerdings nicht halb so gut wie die Jungs auf den Fotos; Frank landete mehrfach auf dem Allerwertesten und schlug sich beide Ellbogen blutig. Danach zogen sie zu Ben weiter, Frank ließ sich verarzten, und sie tauschten die Skateboards gegen die Räder ein. Ihr neues Ziel: die Waldwege.

Das Gebiet lag südlich des Lincoln Highway und etwa eine Meile vom Dutch Wonderland entfernt, einem in Bens Augen entsetzlich unspektakulären Vergnügungspark. Vorigen Sommer hatte er Six Flags in Florida

besucht, der viel cooler war. Im Vergleich dazu bot Dutch Wonderland nur Attraktionen für Omas und Babys. In Manheim, PA, wo Ben lebte, gab es leider sehr viele Omas – wie überhaupt ganz Lancaster County vor alten Leuten überquoll. Das lag vermutlich an den Amish, deren 17.-Jahrhundert-Dasein an Tage erinnerte, bevor es coole Sachen wie Autos und Telefone und Kassettenrekorder und Aerosmith-Alben gegeben hatte. Bens eigene Oma redete ständig von diesen Tagen. Im Gegensatz zu den Amish benutzte sie aber modernes Zeug.

Bens Mutter mochte es nicht, wenn er hier Rad fuhr. Die Gegend war ihr zu abgelegen, obwohl sie doch direkt neben dem Ort lag und es sogar Straßen gab – wenn auch keine befestigten. »Und wenn du stürzt und dich am Kopf verletzt?«, fragte sie immer. »Niemand wüsste, wo du bist. Du könntest da draußen sterben.«

Bens Lösung bestand darin, Frank Cunningham mitzunehmen.

Seit sechs Monaten fuhren er und Frank nun schon über die Wege jenseits des Lincoln Highway. Der Winter war ohne viel Schnee ausgekommen, was lange Fahrten möglich machte, und nun, da der Frühling regierte, war das Gelände mehr als fällig. Also radelten sie los.

Frank fuhr ein wenig voraus und trat in die Pedale. Ein sanfter Wind wehte, und die 23 Grad Celsius waren äußerst angenehm. Die Sonne stand am beinahe wolkenlosen Himmel. Die Elm Lane, die letzte Teerstraße vor den Waldwegen, lag längst hinter ihnen und sie erreichten eine Stelle, an der der Weg breiter und rechts von einem kleinen Bach gesäumt wurde.

Frank wurde langsamer, und auch Ben bremste sein Mongoose-Rad. Dann bemerkte er den Geruch.

»Totes Tier!«, rief Frank.

Ben suchte bereits nach dem Kadaver. Bei ihren Fahrten durch den Wald stießen sie oft auf tote Viecher, meist auf Beutelratten oder Murmeltiere. Einmal war es ein Reh gewesen – supereklig.

»Scheiße, das stinkt«, murmelte Ben. Er verzog das Gesicht und hielt neben Frank an.

Frank saß auf seinem Rad und sah zum Bach und den Bäumen dahinter. Auch Ben guckte in die Richtung, fand aber nichts.

»Ich sehe nichts«, sagte er.

Frank wirkte angewidert. Der Gestank war echt übel!

Frank stieß sich mit seinen Turnschuhen ab und fuhr weiter den Weg entlang. Auch Ben kam wieder in Bewegung. Nach kaum mehr als zehn Metern blieb Frank erneut stehen. Fast prallte Ben gegen ihn.

»Was ist das?«, fragte Frank und deutete in den Bach.

Ben sah zur Seite. Am Ufer des kleinen Gewässers lag ein großer schwarzer Müllsack. Das eine Ende wirkte zerquetscht, das andere war zerrissen. Irgendein Tier hatte wohl versucht, das Plastik durchzubeißen. Rotes Fleisch und Blut klebten an dem Riss.

»Schätze, da kommt dein Gestank her«, sagte Ben.  
»Traust du dich nachzusehen?«

Frank warf ihm einen *Machst du Witze?*-Blick zu. Dann stieg er ab, als müsste er Ben beweisen, kein Weichei zu sein. Er legte das Rad auf den Boden und lief auf Zehenspitzen durchs Gestrüpp bis hin zu dem Sack.

»Das ist dein Abendessen, Frank«, konnte Ben es sich nicht verkneifen. »Pass bloß auf, dass du es nicht im Bach auskippst.«

»Deine Schwester war letzte Nacht echt gut zu mir, Benny«, ätzte Frank zurück.

Ben grinste. »Genau wie deine Mom zu mir.«

Vorsichtig trat Frank um den Müllsack herum. Vorsichtig lugte er auch in das Loch, und der Gestank ließ ihn das Gesicht verziehen. Dort unten musste er noch viel heftiger sein. Frank wirkte, als wappnete er sich für einen Ekelanfall. Vermutlich liegt ein Hund in dem Sack, dachte Ben. Irgendwer hatte ihn nicht im Garten vergraben wollen und einfach hier entsorgt.

Doch die Theorie hielt nicht lange. Frank öffnete den Sack, schaute hinein und schrie auf.

Ben erstarrte, und sein Herz schien auszusetzen. Frank war zurückgewichen, nun kam er wieder zum Waldweg geeilt, laut schreiend, dass sie wegmüssten, weg, verfluchte Scheiße, weg hier!

Ben brauchte keine zweite Einladung. Er wirbelte herum und trat in die Pedale. Frank war im Nu auf dem Rad und an seiner Seite, überholte ihn sogar beinahe. Ben spürte die Furcht seines Freundes und konnte doch nichts tun. Er musste sich auf die Flucht konzentrieren, musste es in einem Stück aus dem Wald schaffen – denn bei ihrem jetzigen Tempo konnte jede abrupte Lenkerbewegung, jeder Stein auf dem Weg sie beide über die Lenkstangen fliegen lassen und zu ernststen Verletzungen führen. Sie fuhren, als wären leibhaftige Bären hinter ihnen her, und ehe sie sich versahen, waren sie wieder auf befestigtem Boden. Eine Kurve ließ Ben langsamer werden. Frank hielt das Tempo aber und nahm sie so riskant, dass sein Rad Dreck und Kies aufwirbelte, die Ben ins Gesicht spritzten. Bens Herz pochte wie wild, als auch er weiterfuhr. Was hatte seinen Freund nur so erschreckt?

Als sie zur Fir Lane kamen, musste er schon rufen, damit Frank ihn bemerkte. »He! Mach mal langsam! Wir sind fast auf der Fir Lane, und da könnten Autos fahren. Willst du dich umbringen?«

So ängstlich Frank auch war, er verringerte sein Tempo nicht nur, sondern hielt im Graben nahe der Fir Lane an. Dann sah er zu Ben.

»Was soll der Scheiß, Frank?«, keuchte Ben. Ein ungutes Gefühl stieg in ihm auf. Franks Gesichtsausdruck war alles, was er an Antwort brauchte.

»Der Müllsack ...«, begann Frank. Er atmete schwer, und erste Tränen rannen über seine Wangen. »Er ... Da war ...« Er konnte den Satz einfach nicht beenden.

»Was?«, fragte Ben. Nun hatte auch er Angst.

Frank wischte sich mit dem Handrücken den Rotz aus dem Gesicht. Dann blickte er über Bens Schulter zurück zum Wald, dem sie soeben entkommen waren. »Wir müssen es jemandem sagen.«

»Was ist denn?«, erkundigte Ben sich wieder. »Was hast du gesehen?« Kurz fragte er sich, ob Frank ihm einen Streich spielte. Doch dem war nicht so. Seine Angst war ehrlich, das bewiesen schon die Tränen und die brüchige Stimme. »Was war in dem Müllsack?«

Frank begann zu weinen. »Körperteile.«

Konnte Angst jemanden lähmen? Ben begriff, dass dem so war, als er da stand und seinen sonst so lässig auftretenden Freund verängstigter als ein Kleinkind erlebte.

»Der Sack war voller Körperteile, und ich will jetzt nach Hause!«

»Okay, okay.« Ben merkte kaum, dass er sprach. Purer Instinkt trieb ihn an. Er wollte Frank und sich nach Hause bringen, so weit weg vom Wald hinter dem

Lincoln Highway wie nur möglich. »Hauen wir ab, na los.«

Mühsam half er Frank zurück aufs Rad, dann setzten sie sich in Bewegung, die Fir Lane hinab und in Richtung des Lincoln.

Jeder Meter brachte mehr Abstand zwischen sie und den schwarzen Beutel voller Glieder, und mit jedem neuen Meter nahmen Franks Tränen zu. Seine Emotionen übernahmen die Kontrolle, und als sie zum Highway kamen, schien es ihm endlich besser zu gehen. Angst hatte er nach wie vor, definitiv, doch die Furcht ebte ein klein wenig ab, als sie zur Zivilisation zurückfanden und die Autos auf dem Lincoln Highway sahen. Wo es Autos gab, gab es auch Einkaufszentren, und wo es Menschen und Einkaufszentren gab, gab es auch Polizisten. 20 Minuten später standen sie am Münzfernsprecher vor dem Kmart und sprachen mit einem Officer. Es war der Sommer des Jahres 1976, und Ben Stolzfuß verlor seine Kindheit.

Hätte Melanie Schneiders Dad gewusst, dass ihr Freund sie besuchen kam, wenn sonst niemand im Haus war, wäre er sicher durchgedreht. Doch was Dad nicht wusste, machte ihn auch nicht heiß.

Kurz nach Schulende zogen sie von der Warwick High School aus los – anfangs noch mit ihrer üblichen Clique: Ted Becker, Allison Rae, Rhoda McMartin und Steve Collins. Doch die anderen machten Station bei *Nino's Pizza and Italian Deli* auf der Broad Street, und Mel und Billy gingen die letzten zehn Minuten des Weges allein durch die Cedar Street und vorbei an der Grundschule. Melanies eingeschossiger Backsteinbau gehörte zu einem

Block, der südlich an den Park anschloss und im Norden an die Broad Street grenzte.

»Lass uns einen Schluck trinken«, schlug Melanie vor, als sie endlich die Haustür hinter sich schloss.

»Merkt dein Dad es nicht, wenn wir seinen Schrank plündern?«, fragte Bill, ein Lächeln im Gesicht. Er stand bereits vor dem Spirituosenkabinett in der Wohnzimmerecke. Der Glasschrank enthielt mehrere Flaschen mit Scotch, Bourbon, Wodka und Tequila. Davor stand ein kleiner Tresen, zu dem auch ein Kühlschrank gehörte, in welchem Melanies Dad das Bier und den Wein aufbewahrte. Bill griff grinsend nach einer Flasche Jack Daniel's. »Nur einen Schluck, okay?«

Billy sah ... Na ja, er sah umwerfend aus, das musste sie zugeben. Sein braunes Haar fiel ihm über die Ohren bis in den Nacken. Er trug eine Kette aus Muscheln um den Hals, und die oberen Knöpfe seines Chambray-Hemds waren geöffnet und präsentierten seine Brust. Er hatte die Sorte Gesicht, zu der kein Mädchen Nein sagen konnte. Dennoch blieb Melanie keine andere Wahl.

»Tut mir leid, Billy. Dad würde es merken. Glaub mir.«

Billy tat beleidigt und stellte die Flasche zurück ins Regal. Melanie nahm zwei Coca-Cola aus dem Kühlschrank in der Küche und führte Billy dann den Flur hinab zu ihrem Zimmer.

Sie warf ihre Bücher auf den Schreibtisch. Billy legte seine aufs Bett und sich gleich daneben, während sich Melanie in den Sitzsack in der Zimmerecke plumpsen ließ. Das heruntergelassene Rollo sperrte die Sonne aus – das Zimmer ging nach Osten, und sie hasste es, wenn das Licht sie im späten Frühling und im Sommer so früh weckte.



»Wo ist deine Mom?«, fragte Billy.

»Oh, du kennst sie ja.« Melanie stellte ihre Coke-Dose auf den Boden, griff hinter sich und zog das Rollo hoch. Sofort wurde es heller im Zimmer. »Sie ist jetzt bei dieser Umweltgruppe und heute mit einigen Freunden von dort nach New York gefahren.«

»Ernsthaft?« Billy nahm einen Schluck von seiner Coke. »Zuerst war es die Theatergruppe, dann die Zeichengruppe, jetzt ein Umweltverein? Ist deine Mom nicht allmählich, nun ja, zu alt für einen Hippie?«

»Vermutlich«, sagte Melanie. Sie sah zu den Postern an ihrem Schrank – Elton John, Led Zeppelin, The Eagles, Aerosmith, Cher. Rechts von ihr stand das Radio, und sie schaltete es ein. »Paranoid« von Black Sabbath ging gerade zu Ende, und einen Moment später klagte Bob Dylan über jemanden namens Hurricane. »Tagsüber, wenn ich in der Schule bin und Dad arbeitet, muss sie sich irgendwie beschäftigen. Sonst würde ihr langweilig werden.«

»Sie sollte vielleicht arbeiten gehen wie meine Mom«, sagte Billy.

»In einer Schuhfabrik? Das würde meine Mom nie tun.«

»Und dein Dad? Wie geht's dem so?«

Melanie zuckte mit den Schultern. »Wie immer, schätze ich. Er geht arbeiten, manchmal auch auf Reisen. Er kommt heim, er trinkt.«

Billy betrachtete sie von seiner Position auf dem Bett aus. Melanies Dad war Vertreter und die halbe Zeit unterwegs. Er arbeitete für einen Hersteller von Metalldächern drüben in Lancaster, und Baumarktketten wie Lowes und Home Depot gehörten zu seinen Kunden.

Er kümmerte sich um die gesamte mittlere Ostküste bis hinauf in den Staat New York. »Ist es immer noch so schlimm?«

Seufzend sah Melanie zu Boden. Sie sprach ungern darüber, wie viel ihr Dad trank. »Besser als früher«, sagte sie. Dads letzter Totalausfall lag schon eine Weile zurück. Im Herbst war Mom von einem ihrer Ausflüge zurückgekommen. Sie hatte Braten von einem Schwein mitgebracht, das Leute aus ihrer Gruppe, die zur Jagd gingen, selbst geschlachtet hatten. Dad war an dem Abend auffallend still gewesen, hatte die Nacht durchgesoffen und war tags darauf wieder auf Reisen gegangen. Sie hatten deswegen gestritten: »Verflucht, Mabel, ich hab bloß einen Kater! Ich kann fahren, also lass mich gefälligst in Ruhe.« Zwei Wochen lang war er nicht wiedergekommen. Der Schweinebraten hatte noch die ganze Woche gereicht, und als Miriam, Mels ältere Schwester, ein paar Tage später zu Besuch hereinschneite, gab Mom ihr sogar noch Reste mit.

»Aber deine Mom tut immer noch so, als wäre alles gut, hm? Das ist übel.«

»Absolut. Aber was kann ich schon daran ändern?«

»Was ist mit deinem Bruder und deiner Schwester?«

Melanie rollte mit den Augen. »Machst du Witze? Miriam hat ihr eigenes Ding am Laufen. Sie hat einen Job, eine eigene Familie. Jerry liebäugelt gerade mit einem Verwaltungssitz nach der nächsten Kommunalwahl. Die hat genug am Hals.« Jerry war Miriams Ehemann. Er arbeitete als Juniorpartner in einer Kanzlei nahe Philadelphia und pendelte jeden Tag von ihrem Haus in Reamstown dorthin. »Und Mark ist kein bisschen besser als Dad.«

»Wann habt ihr ihn zuletzt gesehen?«

»Keine Ahnung.« Melanie lehnte sich im Sitzsack zurück. »Ostern, Weihnachten und Thanksgiving hat er ausgelassen. Vielleicht letzten Sommer?«

»Wow.«

»Bei seinem letzten Besuch war er betrunken«, fuhr Melanie fort. »Und Dad schimpfte über seine Frisur.« Ihr Bruder Mark hatte langes blondes Haar, das wie bei Jim Dandy, dem Sänger von Black Oak Arkansas, fast bis zur Hüfte reichte. Dad bezeichnete Mark als »dieses kommunistische, verweichlichte Stück Schwuchtelscheiße«, Mark nannte Dad ein »Versagerarschloch, das mein Vater sein soll«. Bei den beiden war nichts mehr zu retten.

Melanie wünschte, ihre Sippe wäre weniger verkorkst. Miriam war in Ordnung, und sie liebte ihre Mom. Doch der Streit zwischen Dad und ihrem älteren Bruder belastete die gesamte Familie. Er hatte auch Miriam auf Distanz gehen lassen, kam sie doch inzwischen spürbar ungerne vorbei. Jerry wollte nichts mit Mark zu tun haben, und angesichts seines Berufs konnte Melanie es ihm kaum verübeln. Dad vermied das Thema, wo er nur konnte, und es belastete auch seine Beziehung zu Mom. Die einzig gute Verbindung in der ganzen Familie bestand zwischen Melanie und ihrer Mutter. Mit Mom konnte sie über so ziemlich alles reden, Mom war nett zu ihren Freunden, und wenn Dad nicht zu Hause war und Melanie sich langweilte, machte Mom oft Spritztouren mit ihr, während derer sie sich unterhalten konnten, bei Burgern, Pommes und Milchshakes zusammensaßen und so lange über Jungs lachten, bis sie irgendwann mit offenem Verdeck heimfuhren. Mom half ihr sogar bei den Hausaufgaben – weit öfter als ihr Vater, das

eigentliche (und selbst ernannte) Genie der Familie. Kurz gesagt waren Melanie und ihre Mutter echte Freundinnen. Sie liebte ihre Mom.

»Weißt du irgendwas Neues über die Morde?«, fragte Billy.

Melanie grinste. Genau deshalb liebte sie Billy. Wann immer sie über Dinge sprachen, die sie nicht mochte, wechselte er das Thema und sprach von noch viel Schlimmerem. »Nein, und du?«

»Tim Bradshaw hat gehört, es seien zwei Leichen in dem Sack gewesen«, sagte Billy. »Ein Typ und irgendeine Frau. Den Mann haben sie identifiziert, die andere noch nicht.«

»Iih.« Melanie nippte an ihrer Coke. »Echt gruselig, dass so etwas ausgerechnet hier passiert.«

»Ich weiß.« Billy sah sie an. »Es passierte allerdings weit genug weg.«

»Weit genug? Von wegen.«

Die ermordeten Leichen eines 20-Jährigen und einer 17-Jährigen waren vor wenigen Tagen in einem schwarzen Abfallsack gefunden worden, drüben in den Wäldern beim Lincoln Highway. Zwei Zwölfjährige waren darüber gestolpert, hieß es. Morde waren sehr selten in Lancaster County – Melanie konnte sich nicht erinnern, jemals von einem echten, richtigen Mord gehört zu haben. Laut der Zeitung war die eigentliche Tat woanders geschehen; der oder die Täter hatten die Leichen bloß im hiesigen Wald abgeladen. Die Polizei ging gleich mehreren Spuren nach, von denen eine angeblich bis zur Mafia in Philly führte.

»Mir tun die Jungs leid, die sie gefunden haben«, sagte Billy.

»Mir auch«, sagte Melanie. Bob Dylan räumte die Radiobühne für Head East, und sie musste lächeln. Schnell drehte sie die Musik lauter. Auch Billy grinste nun. Er griff in seine Jeanstasche und zog ein dünnes Tütchen Gras und ein Pfeifchen aus Holz hervor. »Na endlich«, sagte Melanie. Sie stand auf und ging zu ihm aufs Bett, wo Billy bereits die Pfeife stopfte.

Auf Head East folgten ZZ Top, Foghat und Peter Frampton. Sie rauchten, bis die Pfeife leer war, und dann machten sie ein wenig rum. Billy schob die Hand unter ihre Bluse und strich über ihre Brust, bevor Melanie ihn bremsen konnte. Sie kicherte und lachte laut los, als er einstimmte. Da das Radio wieder leiser spielte, konnte sie »Why Can't We Be Friends?« kaum verstehen. Doch sie sah die Zahlen auf der Radiouhr.

»Scheiße, es ist fast fünf.« Sie sprang aus dem Bett und strich ihre Bluse glatt. »Mein Dad kommt bald heim.«

Billy stand ebenfalls auf. Als er sich nach seinen Büchern umdrehte, bemerkte sie die Beule in seiner Hose, die er zu verheimlichen versuchte. Melanie öffnete das Fenster und schaltete den Deckenventilator eine Stufe höher. Der Marihuana-Duft war zwar schon verfliegen, aber sie wollte kein Risiko eingehen.

»Bis morgen in der Schule«, sagte Billy, als sie ihn zur Tür brachte.

»Ja. Wir sehen uns.« Sie stellte sich auf die Zehenspitzen und küsste ihn. »Rufst du mich nachher an?«

»Klar«, sagte er. »Nach den Hausaufgaben.«

»Nach den Hausaufgaben«, willigte sie ein und küsste ihn gleich noch mal.

Sie sah ihm nach, während er durch den Garten bis zum Bürgersteig ging. Dort angekommen, drehte er sich

um und winkte, und sie winkte zurück. Dann schloss sie die Haustür und ging wieder in ihr Zimmer, um es gründlich zu lüften.

Ihr Vater kam um kurz vor 18 Uhr. Er parkte direkt vor dem Haus, denn Melanies Mutter war mit dem Kombi nach New York gefahren und noch nicht zurück. Normalerweise nahm Mom den Zug, wenn sie nach New York oder Philly wollte. Diesmal sollte ihr Ausflug aber in die freie Natur gehen, weshalb sie den Wagen brauchte. Sie hatte sich irgendwo außerhalb mit ihrer Gruppe getroffen und war mit den anderen nach Westchester County oder sonst wohin aufgebrochen. Manchmal brachte Mom frisches Schweinefleisch von ihren Exkursionen mit. In solchen Fällen betrat sie das Haus stets durch den Keller. Melanies Großvater mütterlicherseits, ein Fleischer, hatte es 1910 gebaut – und gleich dahinter seine kleine Metzgerei. Während der Jagdsaison hatten die Männer ihre Beute stets zu Grandpa Heister in den Laden gebracht. Grandpa weidete die Tiere dann aus, zerlegte sie und lagerte das Fleisch. Als Melanies Mutter das Grundstück erbt, ließen ihre Eltern einen Kellergang errichten, der direkt von der Fleischerei zum Haus führte. Dad und Mark waren ebenfalls Jäger, und dort unten konnten sie ihre Beute fachmännisch weiterverarbeiten, befanden sich im Keller doch eine große Gefriertruhe und Grandpas alte Schlachterwerkzeuge. Zumindest glaubte Melanie das. Dieser Bereich des Gebäudes war ständig verschlossen – der Außen- und der Kellerzugang –, und nur ihre Eltern hatten den Schlüssel.

Sie arbeitete gerade an ihrem Abendbrot – Hühnchenauflauf mit Ofenkartoffeln und gedünstetem Brokkoli –,

als ihr Dad zur Tür hereinkam. Er hatte die Krawatte gelockert, und die obersten beiden Hemdknöpfe waren offen. Seine Frisur war ein wenig unordentlich, aber das hatte bei ihm keinen Seltenheitswert.

»Ist deine Mom schon da?«, grüßte er.

»Bislang nicht«, antwortete Melanie. Sie hatte auch für Mom gedeckt, rechnete aber nicht mit ihr. Mom fuhr immer mal wieder nach New York oder Philly – mindestens alle acht Monate, manchmal aber noch öfter – und kam dann selten vor 21 Uhr zurück. »Ich habe ihr aber schon einen Teller hingestellt.« Sie lächelte.

Dad rollte mit den Augen und ging den Flur hinunter in Richtung Schlafzimmer. Melanie wusste, was seine Miene bedeutete: Ich frage mich ernsthaft, warum du dich überhaupt mit deiner Mutter abgibst. Doch sie verscheuchte die Miene und die trüben Gedanken aus ihrem Geist. Viel lieber konzentrierte sie sich auf das Abendessen.

Dad und sie redeten kaum, als sie sich an den Tisch setzten und aßen. Dad trug inzwischen eine bequemere Jeans und ein weißes Shirt. Ringe lagen unter seinen Augen, und Melanie hatte Mühe, den Alkoholgestank zu ignorieren, der aus seinen Poren drang. Sein Haar wurde allmählich dünn, und er kämmte es sich über die kahle Stelle, was absolut erbärmlich aussah. Während des Essens erkundigte er sich nicht nach ihrem Tag an der Schule, und sie sprach das Thema ebenfalls nicht an. Stattdessen las er Zeitung, den *Lancaster Intelligencer*, der jeden Morgen ans Haus geliefert wurde.

Nach dem Essen sammelte Melanie das Geschirr ein und spülte es. Sie ließ die Teller neben dem Becken trocknen, setzte sich wieder an den Esstisch und begann

mit den Hausaufgaben. Dad ging ins Wohnzimmer, um vor dem Fernseher weiterzutrinken – vor endlos scheinenden Sitcoms wie *Happy Days*, *Mary Tyler Moore* oder was immer sonst noch lief. Wenn Mom zu Hause war, schloss Melanie sich ihm manchmal an. Ohne Mom ging sie lieber auf ihr Zimmer.

Als die Hausaufgaben erledigt waren, nahm Melanie ihre Unterlagen und stand auf. Sie rief Dad zu, sie wolle in ihr Zimmer und Musik hören. Er sah kaum von der Mattscheibe auf. Melanie beschloss, auch das zu ignorieren.

In ihrem Sitzsack hörte sie eine Weile Musik: die komplette Seite vier von Frampton Comes Alive. Danach rief sie bei Allison Rae an. Sie unterhielten sich ein wenig, hauptsächlich über Allisons Freund, der schon aufs College ging und die nahe Millersville University besuchte. Beide Mädchen freuten sich, das Schuljahr so gut wie hinter sich zu wissen. Die Sommerferien konnten gar nicht früh genug beginnen. Melanie fragte, welche Pläne Allison habe.

»Zum Strand gehen«, sagte Allison. »Auf Konzerte, in die Mall. Ich will Spaß haben und mich nicht langweilen – was hier bei uns gar nicht mal einfach ist.«

Sie plauderten bis kurz vor 22 Uhr. Melanie bemerkte die Zeit erst, als sie auflegte und aus dem Fenster sah. Es war schon dunkel, und sie saß noch immer in ihrem Sitzsack. Das Haus war mucksmäuschenstill. Was trieb Dad nur? War Mom wieder zurück?

Melanie stand auf und ging zum Wohnzimmer. Der Fernseher lief noch immer, und ihr Dad saß noch immer davor in seinem Sessel. Er war betrunken, das sah sie schon von Weitem.



»Dad?«, fragte sie leise.

»Hm?«

»Ist Mom schon zurück?«

Dad seufzte. »Noch nicht.«

»Oh.« Sie dachte nach. Wo blieb Mom? Sonst kam sie doch spätestens um neun. »Hat sie angerufen?«

»Hast du das Telefon klingeln hören?« Er klang mal wieder wie ein sarkastischer Klugscheißer. Melanie verlor dann stets die Lust, mit ihm zu reden.

»Nein«, sagte sie und wich einen Schritt zurück. »Ich gehe jetzt ins Bett. Sie kommt sicher bald.«

»Das hoffe ich«, sagte Dad, und diesmal lag etwas anderes in seinem Tonfall. Etwas, das Melanie noch nie darin bemerkt hatte.

Sorge.

Als sie erwachte, war es 20 Minuten nach Mitternacht. Melanie sah zum Radiowecker und schwang die Beine aus dem Bett. In Shorts und dem alten T-Shirt schlich sie sich aus dem Raum und zum Elternschlafzimmer am Ende des Flurs. Die Tür stand offen, also musste Dad noch immer auf sein. Das konnte nur eines bedeuten: Mom war noch nicht zurück.

Zögerlich ging Melanie in den Hauptteil des Hauses. Das Licht im Esszimmer brannte, und Dad saß am Tisch. Er telefonierte mit jemandem und wirkte kein bisschen betrunken, nicht mehr. Als Melanie eintrat, sah er auf das Gesicht voller Sorge. »Okay«, sagte er in den Hörer. »Ich melde mich, sobald ich etwas höre. Ja ... Ja, danke, Dori. Vielen Dank. Mach's gut.« Er legte auf.

Nervös schlang Melanie die Arme um den Oberkörper. »Geht es Mom gut?«

»Sie ist noch nicht hier, Melly«, sagte Dad. Den verhassten Spitznamen hatte er ihr als kleines Kind gegeben und nutzte ihn heute kaum noch. Dass er es jetzt tat, bewies, wie krank vor Angst er sein musste.

»Hast du mit der Polizei gesprochen?«

Überrascht sah er sie an. »Nein«, sagte er fast ein wenig zu betont. »Sie ist ... spät dran, weiter nichts. Und die Polizei kann da gar nichts machen. Sie wird ja nicht vermisst oder so.«

»Aber sie ist nicht nach Hause gekommen«, protestierte Melanie. »Vielleicht hatte sie einen Unfall oder ...«

»Es ist alles in Ordnung!«, beharrte ihr Dad.

Melanie öffnete den Mund, schloss ihn aber wieder. Sie wollte sich um diese späte Stunde nicht mehr mit ihm streiten. Stattdessen schaltete sie um. »Mit wem hast du gesprochen?«

»Mit all ihren Freundinnen«, sagte Dad. »Dori Freeman, Lucy Caumoff, Tracy Little und Donna Parker. Ich dachte, sie gehören zu dem Umweltclub deiner Mutter, aber allem Anschein nach ist dem nicht so. Ich habe keinen Schimmer, wer in diesem Club ist.«

»Hast du die Nummer des Clubs?«, fragte Melanie.

»Nur von einer Person«, sagte Dad. »Und bei der rief ich als Allererstes an. Man sagte mir, deine Mom sei am späten Nachmittag aufgebrochen. Das war alles, was die wussten.«

Melanie stutzte. Wer diese Person auch sein mochte – Dad nannte sie nicht beim Namen und verhielt sich auffallend seltsam, wenn er über sie sprach. Als wollte er das gar nicht. Es half vermutlich niemandem, wenn Melanie da nachhakte. »Okay«, sagte sie daher. »Ruf mich, wenn ich helfen kann. Ich bin in meinem Zimmer.« Dann ging sie zurück.

Sie setzte sich an ihren Schreibtisch und schaltete die Lampe an. Ihr Telefon war ein neues Modell mit Wähltasten im Hörer. Bei Mark, ihrem Bruder, brauchte sie es gar nicht erst zu versuchen. Mark mochte zwar Stress mit Dad haben, doch aus irgendeinem Grund war Mom es, mit der er nichts zu tun haben wollte. blieb Miriam, ihre Schwester. Miriam wusste bestimmt, was los war.

Melanie nahm den Hörer und wählte Miriams Nummer. Erst nach dem siebten Klingeln hob jemand ab. »H'lo?«, erklang das Gemurmel ihres Schwagers Jerry.

»Jerry, hier ist Melanie. Ist Miriam da?«

»Mel?« Beim Klang ihrer Stimme wirkte Jerry gleich ein bisschen munterer. »Ja, klar, warte kurz ...« Leises Gemurmel im Hintergrund folgte. Melanie sah zur Uhr: halb eins. Sie hörte, wie Jerry mit Miriam sprach. »Es ist deine Schwester.«

Geduldig wartete Melanie ab. Sie hörte, wie Miriam aufstand und auf Jerrys Seite des Bettes schlurfte. Einen Moment später war sie am Apparat. »Was ist los, Melanie?«

»Mom ist gestern nach New York gefahren«, informierte sie sie knapp. »Sie sollte nachmittags wiederkommen, ist aber jetzt noch nicht hier.«

Miriam hörte schweigend zu. Sie war elf Jahre älter als Melanie, Mark hingegen nur acht. Melanie war die Nachzüglerin in der Familie und erinnerte sich nur noch vage an eine Zeit, in der Miriam bei ihnen gewohnt hatte. Sofort nach der High School war sie ausgezogen und aufs College gegangen. Mit 20 hatte sie jung geheiratet und erst vor Kurzem eigene Kinder bekommen – ihr Sohn war inzwischen sechs, die Tochter drei Jahre alt. »Sie ist noch nicht zurück?«

»Nein.«

»Was macht Dad?«

»Telefoniert durch die Gegend. Versucht sie zu finden.« Melanie berichtete, dass Dad den kompletten Kunstclub durchtelefoniert und auch schon mit seiner einzigen Kontaktperson aus dem Umweltclub gesprochen hatte. Diese Person habe gesagt, Mom sei gesund und auf dem Heimweg. »Das war aber irgendwie seltsam«, sagte sie. »Dad verlor kaum ein weiteres Wort über diesen Menschen.«

»Ich komme rüber«, sagte Miriam. Sie klang eigenartig und zugleich fest entschlossen, die Situation in den Griff zu bekommen. »Gib mir 40 Minuten.«

Melanie wartete in ihrem Zimmer. Was konnte sie nur tun? Sie ging in die Küche, wo Dad noch am Tisch saß, eine Hand am Telefon, und ins Leere starrte. Als sich ihre Blicke trafen, erschrak Melanie noch mehr. Sie wollte ihn überreden, die Polizei anzurufen, doch er weigerte sich.

»Deine Mom wird nicht vermisst«, sagte er. »Die Polizei nähme das nicht ernst. Außerdem sollten wir sie wegen so etwas nicht behelligen. Die kommt schon wieder. Das tut sie immer. Sie ist bloß ...«

»Dad, wenn Mom nur spät dran wäre, hätte sie an einer Telefonzelle gehalten und uns angerufen!«, sagte Melanie. »Ihr ist etwas passiert!«

»*Nichts ist passiert!*«, beharrte er. Sein Tonfall und seine Körperhaltung zeigten, dass er sich nicht um die Sicherheit ihrer Mutter sorgte. Aber worum dann?

Sprach- und ratlos sah Melanie zur Uhr an der Wand. Viertel vor eins. Miriam kam in knapp einer halben Stunde. Sie konnte getrost abwarten, oder? Und vielleicht stand Mom ja wirklich nur im Stau, oder der Kombi war

irgendwo liegen geblieben. Andererseits: In letzterem Fall hätte sie bestimmt angerufen.

Um Viertel nach eins kam Miriam an. Sie hatte einen Schlüssel, und als Melanie hörte, wie sie in die Einfahrt bog, lief sie los, um ihre Schwester zu begrüßen. Miriam trug Jeans und T-Shirt, ihr kastanienbraunes Haar war zum Pferdeschwanz gebunden. Sie hatte kein Make-up aufgetragen, und ihre Handtasche hing an ihrer Schulter. Die letzte halbe Stunde war Melanie in ihrem Zimmer auf und ab gegangen und hatte sich gefragt, wo ihre Mom nur blieb.

»Sie ist noch immer nicht hier«, sagte sie, als Miriam das Haus betrat. Miriam ging sofort ins Wohnzimmer. Dad sah vom Esstisch auf. Melanie folgte ihrer Schwester und versuchte, die Lage zu beschreiben. »Ich möchte die Polizei anrufen, aber Dad will das nicht.«

»Wir brauchen keine Polizei«, sagte Miriam und legte die Handtasche auf den Esstisch.

Melanie traute ihren Ohren kaum. »Wie bitte? Warum denn nicht? Sie ist nicht hier und ...«

Miriam drehte sich zu ihr um. Sie sah hundemüde aus und wirkte, als wäre sie nur hier, weil sie es sein *musste* – nicht weil sie es wollte. In ihrem Blick lag keine Angst und auch keine Sorge um ihre Mutter. Dad hatte denselben Blick. »Ich weiß, dass du dich fürchtest«, sagte sie mit beruhigendem Ton. »Aber glaub mir ... Mom geht es gut. Sie ist einfach spät dran, weiter nichts.«

»Was macht dich da so sicher?«, fragte Melanie, und ihre Stimme brach. Ihre Schwester und Dad benahmen sich echt eigenartig.

»Dinge passieren«, sagte Miriam schlicht. Sie sah zu ihrem Vater und irgendein stummes Gespräch fand

zwischen ihnen statt. Als sie erneut zu Melanie blickte, war sie noch entschlossener und sicherer. »Geh ruhig wieder ins Bett. Du musst ja früh raus und zur Schule. Ich bleibe bei Dad, und wir ... Wir warten auf Mom. Ernsthaft, wir brauchen die Polizei nicht zu rufen. Dad hat völlig recht: Mom ist erwachsen, und wenn sie wegwill, dann darf sie das.«

»Wenn sie wegwill? Weshalb sollte sie weg wollen?«

»Sie ist nicht abgehauen«, sagte Dad vom Tisch aus.

»Sie wurde abgelenkt, weiter nichts.«

»Dad!«, sagte Miriam, als wollte sie ihm den Mund verbieten. Sie sah wieder zu Melanie. »Geh schon, Mel. Ich bleibe mit ihm auf. Wenn Mom morgen um die Zeit noch nicht hier ist, können wir immer noch über die Polizei nachdenken. Aber ich bezweifle, dass die dann etwas unternimmt. Es dauert 48 Stunden, bis ein Erwachsener als vermisst gilt.«

»Das ist doch Scheiße«, murmelte Melanie.

»Nicht solche Töne in meinem Haus, junge Dame!«, sagte Dad und hob den Blick.

Wut stieg in Melanie auf. Ihre Schwester war mit Dad einer Meinung ... und Dad regte sich über ihr harmloses Schimpfwort auf ... und beide benahmen sich so eigenartig, als wären sie nicht um Mom, sondern um etwas ganz anderes besorgt. Sie weigerten sich, das Problem anzuerkennen und zu bewältigen. Stattdessen widmeten sie sich ganz anderen Dingen, und das war absolut untypisch. Ganz zu schweigen davon, wie falsch es in dieser Situation war.

Miriam trat näher und legte Melanie sanft die Hand auf die Schulter. »Geh. Das wird schon wieder, und du brauchst deinen Schlaf.«

»Bla, bla, bla«, sagte sie. Sie ging zurück in ihr Zimmer und schloss die Tür.

Da sie nicht einschlafen konnte, setzte sie sich aufs Bett. Auf die Entfernung fiel es schwer, Dad und Miriam zu belauschen. Doch die beiden redeten ganz unverkennbar, und mitunter wurden sie auch laut. Melanie konzentrierte sich. Hatte Mom eine Affäre? War der Ausflug mit diesem angeblichen »Umweltclub« etwa eine Lüge? Wusste Dad Bescheid? Und war die Person, die er aus dem Club kennen wollte, vielleicht Moms hypothetischer Liebhaber?

Eins war klar: Von Miriam und Dad konnte sie keine Infos erwarten. Die beiden stritten sich lieber unter vier Augen. War Miriam über Moms Lotterleben im Bilde und konfrontierte Dad gerade damit? Vielleicht trank Dad ja deswegen so viel. Vielleicht kam Mark deswegen so selten vorbei und wollte nichts mit ihr zu tun haben. Je mehr Melanie darüber nachdachte, desto logischer kam die Theorie ihr vor. Es war die einzig plausible Erklärung: Mom verschwindet ein, zwei Tage nach Philadelphia oder New York, um angeblich mit einem Kunst- oder Naturclub auf Exkursion zu gehen, und strahlt wie eine Zwölfjährige, wenn sie zurückkommt. Nimmt sie den Wagen mit, um New Yorks Hinterland oder die äußeren Bezirke von Pennsylvania zu erreichen, bringt sie frisches Schlachtfleisch nach Hause, aus dem sie leckere Mahlzeiten zaubert – Grillrippchen, Schweinelenden, geräucherte Wurst. Diese Ausflüge, begriff Melanie, machten Mom glücklich! Was immer Mark und Miriam gegen sie hatten, zeigte Mom Melanie nie. Im Gegenteil: Sie verhätschelte sie sogar. Waren die anderen böse auf Mom, weil sie Melanie anders behandelte als den Rest?

Irgendwann übernahm die Müdigkeit das Ruder. Melanie legte sich aufs Bett und versuchte erst gar nicht, sich zuzudecken. Sie lag auf der Seite, sah aus dem Fenster und fragte sich, wo Mom war und warum sie nicht endlich nach Hause kam. Sie dachte an ihre Geschwister, die stets mit ihr auf Kriegsfuß standen. Je mehr sie nachdachte, desto mehr Sinn ergab die Affären-Theorie. Warum sollte Dad sonst trinken? Warum sonst sollte alles so beschissen sein? Verdammt, vielleicht war Mom sogar in dieser sogenannten Swingerszene aktiv! Möglich war alles, oder? Vielleicht fuhr sie deswegen nach New York und Philly. Dort ging es doch sicher heiß her.

Melanie wusste nicht, wann genau sie eingeschlafen war. Doch als sie die Augen öffnete, schüttelte Miriam sie sanft an der Schulter.

»Aufstehen, na los«, sagte ihre Schwester.

Melanie verscheuchte den Nebel aus ihrem Kopf und stand langsam auf. Sie sah zum Wecker auf dem Nachttisch: sieben Uhr. »Ist Mom zurück?«

»Noch nicht«, sagte Miriam. Ihrem Tonfall nach ahnte sie, was ihre Mutter gerade trieb, wollte aber nicht darüber sprechen. »Aber sie kommt bestimmt heute Nachmittag. Spätestens am Abend.«

»Woher willst du das wissen?«, fragte Melanie und sah auf. »Hat sie angerufen?«

»Ja«, sagte Miriam schnell. Sie ging zur Tür. »Und es geht ihr gut. Sie wurde bloß aufgehalten. Sie fährt heute Nachmittag los.«

»Oh.« Melanie wusste nicht, was sie sonst sagen sollte. Sie glaubte ihrer Schwester nicht alles, aber sie konnte sie auch noch keine Lügnerin schimpfen. Erst musste sie



abwarten, ob es wirklich so kam. Sie musste einen Tag lang ihre normalen Routinen befolgen.

Also stand sie auf. Im Kleiderschrank suchte sie nach frischer Unterwäsche.

»Dad duscht gerade«, sagte Miriam auf der Türschwelle. »Ich warte, bis ihr unterwegs seid. Dann fahre ich heim, mache ein Nickerchen und dusche auch. Jerry bleibt heute bei den Kindern. Ich komme am späten Nachmittag wieder.«

»Okay«, sagte Melanie.

Sie duschte schnell und zog sich an. Als sie, die Bücher unterm Arm, zur Haustür wollte, traf sie Dad in der Küche. Er und Miriam unterhielten sich gerade, und Dad stellte eine noch halb volle Kaffeetasse ins Spülbecken.

»Mit deiner Mom ist alles in Ordnung, Melly«, sagte er. »Heute kommt sie wieder.«

»Okay«, sagte Melanie.

Dann war sie aus dem Haus und tat ihr Bestes, die ganze Scheiße fürs Erste zu vergessen.

Erst am Mittag konnte sie wieder mit Billy sprechen. Er und die Gruppe hingen vor der Cafeteria ab und Billy kam zu ihr gelaufen, als er sie sah.

»Alles okay, Mel?«, fragte er sichtlich besorgt. »Ich sah dich nach der zweiten Stunde im Flur, und du hast mich nicht einmal bemerkt.«

»'tschuldigung«, sagte sie und gab ihm einen schnellen Kuss. »Ich hab kaum geschlafen, letzte Nacht.« Mit wenigen Worten erklärte sie ihm, was vorgefallen war.

Billy wirkte ernst. »Das klingt nicht gut. Du hast völlig recht, Mel. Du solltest die Cops rufen.«



Zwei Horrorautoren: Jesus F. Gonzalez und Brian Keene

JESUS F. GONZALEZ war ein amerikanischer Autor von brutalen Horrorgeschichten. Er starb leider schon 2014 im Alter von nur 50 Jahren.

Jesus F. Gonzalez bei FESTA:

*Snuff Killers*

*Krank* (mit Wrath James White)

*Ungeheuer* (mit Wrath James White)

Infos, Leseproben & eBooks:

[www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)



WRATH JAMES WHITE ist ein ehemaliger Kickboxer (World Class Heavyweight) und Trainer für unterschiedliche Kampftechniken. Er hat drei Kinder, Isis, Nala und Sultan, und lebt in Austin, Texas.

Wrath (Zorn) schrieb mehrere Romane, die zu den brutalsten und erschütterndsten zählen, die jemals in Amerika erschienen.

**Jack Ketchum:** »Wenn Wrath James White dich nicht erschauern lässt, dann sitzt du am falschen Ende des Leichenwagens.«

Wrath James White bei FESTA:

*Schänderblut*

*Der Totenerwecker*

*Yaccubs Fluch*

*Purer Hass*

*400 Tage der Erniedrigung*

*Schänderzorn*

*Der Teratologe (mit Edward Lee)*

*Sein Schmerz*

*Population Zero*

*Krank (mit Jesus F. Gonzalez)*

*Auf die Toten*

*Vergifteter Eros (mit Monika J. O'Rourke)*

*Unersättlich*

*Ungeheuer (mit Jesus F. Gonzalez)*

Infos, Leseproben & eBooks:

[www.Festa-Verlag.de](http://www.Festa-Verlag.de)